Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 3

Artikel: Ohnlyd : eine Legende
Autor: Raaflaub, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663805

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ohnlyd

Eine Legende von Hans Raaflaub

An einem schönen Pfingstsonntag, als droben im Himmel die Bewohner um eine festliche Tafel versammelt waren und als auf Erden die Christen in frommer, sonntäglicher Aufmachung einhergingen, begab es sich, daß in der Hölle der Teufel sein leidendes Sündervolk betrachtete. In einem Anfluge unnatürlicher Gefühlsseligkeit kam er zum Schlusse, daß seine Höllenbevölkerung eine im Grunde genommen recht erbärmliche Gesellschaft sei. Wohl waren die Sünder, als sie noch auf Erden ihr Unwesen trieben, mehr oder weniger seinem Beispiel gefolgt. Doch von Zeit zu Zeit, wenn edlere Regungen von ihrer Seele Besitz ergriffen, waren sie in ihrem Handeln schwankend geworden; und eben jenes war es, was dem Bösen an diesem Tag seine Gedanken betrübte und was ihm schon seit Urzeiten sein Amt, dessen getreuer, ja leidenschaftlicher Diener er immer war, verdroß und die höllische Stimmung seiner dunkeln Seele verdarb.

Diesem unleidlichen Zustande ein Ende zu setzen, beschloß er, bei nächster Gelegenheit dem Tode, wenn dieser mit einem Rundgang auf Erden zu Ende sei, heimlich eine vollkommen reine Seele zu stehlen; sich zur angenehmen Abwechslung und den Sündigen zu Hohn und Qual.

Als am nächsten Abend der Böse die dumpfen Schritte des Todes hörte, lief er flugs an die Erdoberfläche und begann ein loses Gespräch mit dem allzeit ernsten und wortkargen Tod. Dieser war höchlichst erstaunt über die beim Teufel sonst nicht gesehene strenge und gemessene Höflichkeit, mit der Satan ihm nahte. Gleichgültig plaudernd setzten sie sich auf eine schmale, dunkle Wolke. Nach einiger Zeit verstummten die beiden, da besonders der Tod in ein bei ihm oft wiederkehrendes starres und dunkles Hinbrüten versank, fernab aller Wirklichkeit. Diesen Augenblick nützend, schielte der Böse hin nach der Stelle, wo der Tod die Seelen der Verstorbenen hielt, entdeckte unter diesen eine von blendender Weiße und strahlender Reinheit, welche er alsbald entwendete und in seinen Krallen verbarg.

Der Tod, den Vorfall nicht bemerkend, schritt bald stumm davon, und Satan freute sich teuflisch des Raubes.

Sankt Petrus aber war als treuer Hüter des Himmelstores auf Wache gestanden, und da er von seiner himmlischen Höhe prachtvolle Aussicht auf die Erde genoß, legte er sobald besonderes Augenmerk auf die beiden Gestalten, Tod und Teufel, und sah den Diebstahl. Darüber war er so zornig, daß er, seine Würde vergessend, einem Minderheiligen, der sich gerade in himmlischem Müßiggang in der Nähe trollte, die Schlüssel zuwarf, und dann der Erde zusauste. Gleich stellte er den Teufel mit großer Heftigkeit zur Rede. Die beiden Gegner gerieten in hellen Zorn und erhitzten sich so sehr, daß dem Teufel seine geraubte Seele aus den Händen fiel und in einen Wald entschwebte, ohne daß die Streitenden sich dessen achteten.

Als endlich der Böse den Verlust sah, konnten weder seine noch Sankt Petrus Augen das entflogene Seelchen erhaschen, und so floh Satan grollend nieder in die Hölle, während Petrus himmelan schritt, mit der heimlichen Sorge, am Himmelstor sei innert seiner Abwesenheit mangelhafte Wache gewesen.

*

Als die Seele leicht über dem Walde schwebte, war die Sonne schon tief an den Rand des Himmels gesunken. Aber immer noch goß sie goldenes Licht auf den Wald und die Felder. Alles Goldene, alles was Licht war, schien zu leben, schien zu fließen und von der Sonne angezogen zu werden.

Im Augenblick, da das Seelchen sanft auf den Waldboden fiel, erhielt es wieder den Kör-

per, den es vor dem Tode getragen; nur war er viel schöner und reiner geworden, ohne die Wunden der schweren Krankheit. Wieder ein Jüngling war er, jetzt aber in schmucken, weißen Kleidern, und die Glieder hatten edle Form angenommen. Verwundert entdeckte er die eigene Schönheit und die der Welt wie etwas Neues, Zauberhaftes. Die Erinnerung an sein vergangenes Leben betrübte sein Gemüt, und da nahm er sich vor, fortan im Walde zu leben und gab sich den Namen Ohnlyd, was „ohne Leid" bedeuten sollte. Denn er war gesonnen, Schmerz, Mühsal und die Menschen zu meiden. So legte er sich alsbald ins Moos und harrte der einbrechenden Nacht. Das ganze Land schien schon langsam einzunicken; die Tannen wie weise lächelnd, immer ruhig und gleichmütig; die bunten Laubbäume wie Kinder, die spät abends noch gespielt haben, und nun mit erhitzten, roten Köpfchen schlafen gelegt werden von der Mutter, noch voll Leben, aber doch auch müde unter der bunten Last von Freude, Lust und Glück.

Als Ohnlyd noch sinnend und mit großen Augen die vielen Aeste betrachtete, wurde es langsam dunkel. Seine goldenen Haare, die ins grüne Moos fielen, wurden fahl und bleichten, und aus dem Gesicht wich der helle Schimmer. Bald wurde es ringsum so undurchdringlich schwarz, und da erfuhr Ohnlyd, daß er neben der körperlichen Schönheit noch eine andere und wundervolle Gabe empfangen hatte: Er verstand plötzlich die Sprache des Waldes, die der Bäume und Tannen, die der Nacht und der Sterne. Eine süße Seligkeit durchfuhr ihn, er richtete sich auf und lauschte bezaubert den Worten, die die Nacht in dunkler Farbe sprach. Ohnlyd verstand viele Worte, doch ohne den halbverwehten Sinn zu erfassen: Die Worte stiegen farbig auf, sie verklangen hohl und dumpf, kalt und leise, und legten sich schwer zur Ruhe — sterbend in Trauer und Finsternis. Ohnlyd lauschte.

Bald schob sich aber langsam der Mond am Waldrande herauf und spann seine Lichtnetze an den Tannenästen. Ohnlyd wußte nicht, wie ihm geschah, denn bald hörte er auch das Stimmlein des Wässerchens, das plätschernd im Walde floß. Wie von wunderlichen Melodien geweckt, sprang er auf und horchte dem wiegenden Singen des Bächleins: Es war ein Zischeln und Wispern und Lispeln, als wenn die kleinen Fischlein durch Büsche und Sträucher sich schlängeln. Und auch dieses verströmte zu einem leisen Säuseln und wurde vom Winde in die Ferne getragen.

Dann lauschte Ohnlyd den stillen, gütigen Worten der Tannen und hörte das Kichern und Blitzen der Sternlein, die neckisch und eitel behaupteten, sie seien lautere Goldbrünnlein und ihre muntere Schönheit und Zierlichkeit sei ohne gleichen; er horchte dem Geflüster der Gräslein und Blumen, über denen ein leichter Wind ein schaukelndes, liebkosendes Liedlein sang. Ob allen den tausend Stimmen und Stimmlein, die tuschelten, schwatzten und sangen, sobald man ihnen treulich lauschte, ward Ohnlyd müde, die Außenwelt verstummte leis und wich dem tiefen Schlaf, in den er bald versank.

*

Am andern Morgen sprang Ohnlyd munter durch den Wald, grüßte ehrfürchtig die großen Tannen, neckte mit leichten Füßen die Gräser und hob den Waldblumen sanft ihre Köpflein, um ihre hellen Blütenaugen leuchten zu sehen.

Er hüpfte fort und kam bald zu einem kleinen Häuschen, das verlassen mitten im Walde stand, als harre es sehnsüchtig seiner Bewohner. Ohnlyd trat über die braune Schwelle und fand den kleinen, lichten Raum leer und offen stehend. Nur an der Wand hing eine alte Geige, in zierlichen Formen gearbeitet. Wenn der Wind durch die offenen Fenster und zur Tür wieder hinaus strich, gaben die Saiten des Instruments leise, summende Töne von sich, als rühre daran eine unsichtbare, weiche Hand. Ohnlyd nahm die Geige von der Wand, ergriff den Bogen und legte ihn an die Saiten, wie er dies gelernt hatte, da er noch unverstorben lebte. Er begann mit leisem, zagem Spiel, das Gelingen gab ihm Mut, und bald strömten reine, farbige Tonfolgen auf die Wiesen. Immer noch spielend schritt nun der Jüngling langsam aus dem

Häuschen und trat auf den grünen Rasen. Er wandte sich dem Walde zu und spielte den Tannen in der Sprache, in der sie am Abend zuvor zu ihm gesprochen hatten. Die Lieder schwebten den Angesprochenen zu, und diese leuchteten zum Dank in hellem, strahlendem Grün und hoben, wie zum Fluge ansetzend, leicht die langen Aeste. Ohnlyd spielte den Gräslein und Blumen, die zur Melodie sich schaukelten, wie vom Winde bewegt. Dann stimmten viele Stimmlein ein, hohe und ganz feine, tiefe und ernste, zu einem Gesang, der allen hörbar war, auch Ohnlyd; nur die gewöhnlichen Menschen hätten nichts gehört als das Rauschen der Tannen, das Singen der Vögel und das Summen der Insekten. Ermüdet hob der Jüngling den Bogen von den Saiten, das Spiel verstummte, die Bäume, die Pflanzen und Tiere brachen den zauberhaften Gesang ab und atmeten wieder ruhig in der warmen Luft.

An einem schönen Abend, als Ohnlyd vor dem Hause spielte, kam eine Jungfrau, noch fast ein Mädchen, vom nahen Dorfe durch den Wald daher. Als sie das Spiel vernahm, lauschte sie ergriffen den Tönen, sah bald wundersame Bilder aufsteigen und fühlte sich verschwistert mit allen Pflanzen, die zauberhaft vor ihre Augen traten. Ebenso erstaunt war sie ob der seltsamen Kleidung des Jünglings und seiner betörenden Schönheit. Die Jungfrau glaubte, in ein Märchenland versetzt zu sein. Eine bange Scheu wie ein süßes Verlangen ergriff sie, als die Töne sich vertieften und die Bilder wie weggewischt waren, daß sie flugs davon hüpfte, dem Dorfe zu, wo sie alsobald ihren Altersgenossinnen das Erlebnis erzählte, das anfangs belächelt wurde. Da die andern aber des Mädchens Treue und offene Art kannten, glaubten sie das Erzählte schließlich halb; und am nächsten Abend erschienen sie alle in der Nähe des Spielenden. Vor ihnen tat sich das gleiche Erlebnis in märchenhafter Fülle auf. Schüchtern traten sie näher, und Ohnlyd spielte, als er sie bemerkte, ein Tanzliedchen von solcher Zauberkraft, daß sie glaubten, sie seien alle in bunte Blumen verwandelt worden, die auf leichten, grünen Füßchen im Kreise um eine leuchtende Märchenblume tanzten, aus deren Blütenkelchlein die Wundermelodien hüpften. Müde geworden, breiteten sie die grünen Röcklein leicht auseinander und setzten sich ins Gras, rund um die Wunderblume. Aus dieser flossen jetzt schwere Trauermelodien, durchglüht von tödlichem Schmerz, und den Blümlein wurde so bange, als käme ein würgender Frost, ihnen allen den Tod bringend.

Bald flatterten aber wieder die fröhlichen, lustigen Töne von der Blume gleich bunten Schmetterlingen ins Gras, und zuletzt sprang wiederum das Tanzliedchen über den Rasen, daß die Blümlein im Kreise herum wirbelten und tanzten.

Da brachen die Töne ab, die Verzauberung schwand, und die erhitzten Mädchen sahen kaum noch, wie der Jüngling ins Häuschen schlüpfte, und gingen darauf durch den Wald und freudig heim ins Dorf.

*

Das ganze Dorf war in Aufruhr geraten ob den verwirrenden Reden der Mädchen, und sonderlich die jungen Burschen waren erbost, so daß sie gemeinsam beschlossen, mit Gewalt dem Uebel abzuhelfen. Sie zogen allesamt aus in der Richtung des Ortes, die den Schilderungen der Mädchen zu entnehmen war.

Inzwischen war aber Sankt Petrus bemüht gewesen, die verloren gegangene Seele wieder dem Himmel zuzuführen. Oftmals, wenn einzelne Engelein in göttlichem Müßiggange in der Nähe des Himmelstores umher schwirrten, hatte der himmlische Torhüter ihnen kraft seiner Heiligkeit Weisung gegeben, unsichtbar auf die Erde zu fliegen und nach dem Verlorenen zu forschen.

Zur Stunde, da die Burschen in ihrer kriegerischen Aufmachung dem Waldhäuschen sich näherten, hatten die flinken Engelein das verlorene Seelchen in Ohnlyd entdeckt. Die erzürnte Jungmannschaft fand das Häuschen verlassen; doch hätten sie aufmerksam um sich geschaut, würden sie ein helles Lichtlein erblickt haben, das sanft in den blauen Himmel hinauf schwebte.